



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

3.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

Da rumpelt draußen ein Wagen vor's Haus. Die Messingplatten der Pferdegeschirre läuten wie kleine Glocken durch den Abend. Dann kommen zwei Fuhrmänner in die Gaststube und unterbrechen die weitere Unterhaltung der drei Freunde.

3.

Mai ist's wieder geworden. Im frischen Grün prangen Felder und Fluren, die Obstbäume tragen allenthalben ihre zarten, duftigen Blütenschleier, und allüberall sprießen Blumen hervor. Am schönsten ist's aber wohl im Walde. Da ist ein Wachsen und Blühen, ein Leben und Weben, ein Singen und Klingen, als ob ein neues Eden entstehen wollte.

Im Tannengrunde, nicht weit von der Försterei, stehen ein paar Dorfbuben von etwa acht bis zehn Jahren unter einem Baum und spähen verlangend zur Höhe, wo ein Eichhornnest im Wipfel zwischen Reifig bemerkbar ist. Einer hat es schon versucht, an dem Stamm emporzuklettern, aber er hat sich nur die nackten Füße zerschunden und ist von seinem Vorhaben abgestanden.

„Junge sind drin,“ sagt ein anderer mit wichtiger Miene, „das weiß ich bestimmt. Und es wäre doch schade, wenn wir die nicht kriegten.“

„Wenn ich nur wüßte, ob der Förster nicht da ist, dann wollte ich's schon versuchen,“ meint ein heller Flachskopf.

„Das ist doch dein Onkel, Anton,“ klingt's beschwichtigend aus dem Chor.

„Onkel, der? Ja . . .“ lautet die bedächtige Antwort des Knaben.

„Der ist sicher nicht da. Der ist nach dem Buchenberge. Ich hab' ihn vorhin dahingehen sehen.“

„Ist's auch wahr?“

„Ganz gewiß, Anton!“

Noch einmal blickt der Anton Greitens umher, dann spuckt er in die Hände und beginnt den Stamm zu erklimmen. Bald hat er das Astwerk erreicht, das er wie eine Leiter benutzt, während die anderen mit Spannung seinen Bewegungen folgen. Wie sich da einer der Emporspähenden umblickt, sieht er mit Schrecken von der Försterei her eine Frauensperson kommen. „De Förstersche!“ stößt er hervor und flieht mit den andern ohne umzusehen dem Ausgange des Waldes zu. Der Anton in dem Gezweige der Tanne hat den Ruf gehört und sieht entsetzt seine Kameraden davonlaufen. Schnell will auch er den Baum verlassen, da tut er in dem glatten Geäst einen Fehltritt, es knackt, es bricht — mit einem Wehschrei stürzt er aus der Höhe auf den moosigen Boden, wo er stöhnend liegen bleibt. Erschreckt eilt die Försterin herbei. „Mein Gott, der Anton!“ stammeln ihre Lippen, wie sie den Neffen erkennt. Sie reißt den Knaben auf, aber wie er auf den rechten Fuß tritt, stöhnt und schreit er von neuem auf und sinkt zusammen.

Einen Augenblick steigen seltsame Gedanken in dem Herzen der Frau auf. Ihres Bruders ältester Sohn ist's, ihres Bruders, der ihr das Elternhaus in Haß und Groll verleidet hat. . . . Gewaltfam unterdrückt sie die Regungen der Schadenfreude; aufs neue umschlingt sie den Knaben mit ihren Armen, dann trägt sie ihn der nahen Försterei zu, wo sie ihn auf ein Sofa legt. Keuchend von der Anstrengung erzählt sie der Schwiegermutter von dem Unglück.

„Und deines Bruders Sohn ist's?“ fragt die erstaunt.

„Ja, Mutter, der Anton! — Ich glaube, er hat das Bein gebrochen.“

Die alte Frau untersucht das Bein. Gleich über dem Knöchel ist eine Geschwulst, und wie sie die Stelle berührt, wimmert der Anton auf.

„Scheint, wie du sagst, Bernardine,“ wendet sie sich zu ihrer Schwiegertochter. „Da wollen wir erst kalte Umschläge drauflegen, und sobald der alte Knecht, der Matthias, wiederkommt, soll er ihn heimtragen nach dem Eichenkrüge, daß sie dann einen Doktor holen können.“

Ein halbes Stündchen warten die Frauen auf den Matthias, aber er kommt noch nicht, und es beginnt doch schon zu dämmern. So geht's oft, wenn man auf einen wartet. — Da kommt der Hubert vom Buchenberge zurück. Der staunt, wie er den Knaben daliegen sieht und von der Bernardine von dem Vor-

fall unterrichtet wird. Eine ganze Weile steht er in Gedanken bei dem Kinde, dem Sohne seines Schwagers, seines Feindes. Der verdient es schon nicht, daß man sich um den Jungen kümmert, aber leicht ist es ein Fingerzeig des lieben Herrgottes. Und ist ja schon oft gewesen, daß Güte und Liebe den Haß bezwungen haben.

„Wenn nur der alte Matthias käme, da sollte er ihn heimbringen,“ meint die Bernardine, „zu Hause werden sie in Unruhe sein; dann könnten sie auch gleich zum Doktor schicken.“

„Der Matthias?“ Der Förster sinnt ein Weilchen, dann blickt er seine Frau an. „Gehst du mit, Bernardine, dann will ich ihn selbst heimtragen.“

Freudig überrascht, mit einem dankbaren Blick sagt die Frau: „Das wolltest du wirklich tun?“

„Ja, ich will's. Mag's Gott zum Guten und zum Frieden lenken.“

„Ich gehe mit!“

Sie schlägt ein leichtes Tuch gegen die Abendkühle um ihre Schultern, der Hubert hebt den Knaben mit kräftigen Armen behutsam auf, dann gehen sie dahin durch den dunkelnden Abend, gefolgt von den sorgenden und wünschenden Blicken der alten Försterin.

Still und ruhig liegt der Eichenkrug da. Die Tische und Bänke vor dem Hause leuchten hell aus dem Dunkel auf. Die Bernardine ist vorausgegangen

ins Haus und trifft in der Küche die Schwägerin, die verstört am Herde steht.

„Wo ist der Libori?“ fragt sie schnell.

„Der ist schon vor einer Stunde hinausgegangen. Wohin, weiß ich nicht. Und der Anton ist auch nicht da. Bin schon in Sorge um den Jungen.“

„Fina, wir bringen ihn dir ins Haus. Er ist im Walde vom Baume gestürzt. Mag ja nicht schlimm geworden sein, aber besser ist, du schickst gleich den Knecht zum Doktor. Da ist der Hubert mit dem Jungen.“

„Mein Gott, Anton, auch das noch! — Wie konntest du nur so was anstellen, Junge?“

Mit tränenden Augen nimmt sie dem Förster den stöhnenden Knaben ab. Während sie ihn zu Bette bringt und mit Hilfe der Bernardine entkleidet, erzählt ihr der Hubert den Vorfall, aber sie hört nur mit halben Ohren, ihr Empfinden gehört dem Kinde, das da in Schmerzen liegt.

„Hast du schon zum Doktor geschickt, Schwägerin?“ fragt der Hubert nach einer Weile.

„Nein, ach, schick' eben den Knecht los!“

Der Hubert schickt den fort und spornet ihn zur größten Eile an.

Ein halbes Stündchen später kommt der Arzt, untersucht das Bein des Kindes, legt einen Verband an, gibt Verhaltensmaßregeln und geht wieder heim. Dann scheiden sich auch die Förstersleute zum Heim-

gehen an. In der Tür drückt die Fina beiden herzlich die Hand.

„Daß der Libori doch zu Hause wäre. Auch er muß euch danken von ganzem Herzen für das, was ihr heute an dem Kinde getan. Gebe Gott, daß er einmal anderen Sinnes wird.“

„Ja, geb's Gott, Fina!“ antwortet die Bernardine. Dann gehen sie dahin, während die Frau mit der Schürze die Augen auswischt und zu dem Knaben zurückkehrt.

Unterdes ist der Mond über den Wipfeln der Bäume aufgegangen und gießt sein volles, bleiches Licht über die Fluren und durch das Gezweig der Bäume auf die Waldwege. Die von Blütenduft geschwängerte Luft ist durchbebt von dem Geschluchze der Nachtigallen. — Just, wie die Förstersleute ihre Behausung wieder betreten wollen, fällt ein Schuß im Walde. Der Hubert steht und staunt.

„Was ist denn da los? — Da muß ich aber mal nachsehen.“

„Sind doch wohl keine Wilddiebe?“ fragt die Frau in bangem Tone.

„Glaub's kaum,“ sucht der Hubert sie zu beruhigen, „es ist ja noch früh am Abend. — Die wählen sonst die späteren Nacht- oder frühen Morgenstunden zu ihrem Treiben. Brauchst also nicht zu hängen. — Wüßte auch nicht, wer das tun sollte. Seit der lange Rolf im März plötzlich an der Grippe gestorben und

der fuchfige Lühr weggezogen aus dem Dorfe, ist's still im Wald geworden. Hab' also keine Angst, Bernardine!"

Wie sie den Hubert aber mit der Doppelbüchse dahingehen sieht, der Richtung nach, woher der Schuß gekommen ist, da beschleicht doch die Sorge ihr Herz, und in einem flehentlichen Gebete empfiehlt sie ihren Gatten dem Schutze Gottes. —

Dicht am Waldwege, von niedrigem Gebüsch verdeckt, kauert ein Mann am Boden, eine Büchse in der Hand, und späht mit scharfen Augen auf den mond hellen Weg hinaus.

Muß doch nun kommen, der Grüne, wird doch den Schuß gehört haben, sonst muß noch ein Schuß in die Luft geknallt werden, der ihn herlockt. . . . Heute soll ihm die Rechnung bezahlt werden, heute wird der Vater gerächt. . . . Hat ja lange Zeit gehabt, aber nun soll es doch sein. . . . Dort, wo der Vater getroffen ist, soll auch ihm die Kugel durch den Rock schlagen. . . töten, nein, aber siechen, langsam dahinsterben, wie es der Vater auch hat müssen. . . . Auge um Auge. . . . Und sonderbar müßt' es sein, wenn er nicht richtig träfe. . . .

Da wird fern auf dem Wege ein dunkler Punkt sichtbar, der merklich näher kommt. Über das Gesicht des Lauernden geht ein höhnisches Grinsen, leise hebt er die Büchse, bringt er den Lauf vor. Immer näher kommt der Förster, noch ein Weilchen, dann ist er

in guter Schußweite. — Die Wade liegt am Schaft, der Finger am Hahn, das Ziel ist die rechte Brustseite des Näherkommenden. — Da hebt sich der Kopf des Mannes ein wenig, die Augen blicken starr, erschrocken. Ist das denn der Hansen? . . . Ist ja gerade, als ob es das Gesicht seines schon so lange toten Vaters wäre, das vorwurfsvoll auf ihn blickt. Er fährt mit der Linken einmal über die heiße Stirn. . . . Unfinn! . . . Jetzt sieht er wieder besser. . . . Da, der Hahn zuckt, ein Knall rollt durch die abendliche Stille. . . . „Verflucht, zu früh!“ knirscht der Wege-
lagerer, dann flieht er mit eiligen Schritten durch das Unterholz der nahen Waldesgrenze zu.

Der Förster ist bei dem Schuß zusammengezuckt. Dann springt er vorn in das Gebüsch, aber der unsichtbare Schütze ist verschwunden. . . . Endlich wendet er sich heimwärts. Nun fühlt er ein Stechen im rechten Oberarm, im Mondschein sieht er helles Blut hervorquellen. — „Der Schuß galt mir,“ murmeln seine Lippen, „das hat ein Feind getan!“ . . . Und wie ein Blitz kommt ihm ein Gedanke, grell und hell. . . . Aber soll doch wohl nicht gut möglich sein können; war wohl nicht zu Hause, der Schwager, aber für so schlecht sollte man ihn doch nicht halten. . . . So eine Schurkerei. . . . Ihm aufzulauern, nach dem Leben trachten, während er dem gestürzten und verunglückten Knaben den Liebesdienst erweist. . . . Sollte der wirklich so schlecht sein können? . . . Wohl sucht er der Ber-

nardine halber den Gedanken von sich zu weisen, aber er kann es nicht hindern, immer wieder kommt er ihm, wie ein Polyp, das seine Fangarme um sein Opfer schlingt und es fesselt.

Die Bernardine schreit laut auf, wie sie das Blut auf Huberts Rockärmel sieht.

„Nur still, nur still, es ist nicht so schlimm, wie es aussieht; nur eine Fleischwunde, ein Streifschuß, weiter nichts.“

Die Mutter ist schon zur Ruhe gegangen, da verbietet er ihr, der was zu sagen von dem Geschehenen. Sie nickt dazu. Unter herzlichen Worten des Mitleids und mit feuchten Augen wäscht sie die Wunde am Oberarm und legt einen Verband mit Arnika drum.

„So wird's schon wieder werden. Wird's schlimmer, kann ich morgen mal zum Doktor gehen. Ich ziehe einen anderen Rock an, derweil kannst du diesen reinigen und das Loch stopfen. So bleibt's unter uns beiden!“

„Wer mag das nur gewesen sein?“ fragt sie mit besorgtem Blick.

Er wendet den Kopf etwas zur Seite und zieht die Schultern hoch. „Da mußt du schon Gott nach fragen.“ —

Es ist schon recht spät, als der Libori durch die Hintertüre leise ins Haus schlüpft. Wie er die Türe schließt, atmet er erleichtert auf. . . . Wird ihn der Grüne doch nicht erkannt haben und bezichtigen kön-

nen. . . . Gut, daß er die Büchse draußen gelassen . . . könnte doch Verdacht geben . . . vielleicht gar Haus-suchung. . . . Aber der wird doch so leicht nicht an ihn denken, den Schwager. Haha! . . . Ist ihm doch recht sauer geworden, nur schade, daß der Schuß fehl ging. . . . Aber wer kann was gegen eine solche Einbildung, wie sie ihm plötzlich kam. . . .

Wie er in die Kammer tritt, findet er trotz der späten Zeit noch Licht, und die Fina sitzt mit geröteten Augen am Bette des Knaben. Der Libori erbleicht und starrt sein Weib an. —

„Was ist denn nur los hier?“

Die Fina blickt ihn vorwurfsvoll an. „Ja, frag mal. Da kann hier schon passieren, was nur will, und du läuffst irgendwo herum. . . .“

Der Mann steht da wie eine Bildsäule und antwortet rein nichts auf den Vorwurf.

„Gestürzt ist der Anton im Walde, vom Baum ist er gefallen und hat sich's Bein gebrochen. — Die Bernardine hat ihn gefunden und in die Försterei geholt, dann hat ihn der Hubert hierhergetragen.“

Da regt es sich in dem Gesichte des Libori: „Was ist das? — Wer? Der Grüne, der Hubert, hätte ihn hergetragen, der Hubert?“

Die Liebe und Sorge für sein Kind wird zurückgehalten von der Verwunderung, die ihn ergriffen. — Hubert! Das Wort klingt fremd in seinem Munde, aus dem es verbannt war.

„Ja, der Hubert, der Schwager, den du so hassest, der hat es getan. Und dankest du ihm das nicht, dann bist du nicht wert, daß dich die Sonne bescheint.“

Eine Weile ist's still nach diesen harten Worten der Frau. Dann fragt der Libori: „Wann war das denn?“

„Im Dunkelwerden waren sie hier, wohl eine Stunde. Wie der Doktor wieder ging, sind die zwei auch wieder gegangen.“

Da sinkt der Mann auf einen Stuhl, still, wortlos; er stemmt den Ellenbogen aufs Knie und legt den Kopf in die Hand. So sitzt er eine ganze Zeit da und starrt und sinnt. Und in seiner Brust beginnt's zu gären und zu wühlen wie in einem Bergsee zur Sturmzeit, und es wird ihm zu enge, zu warm in der Kammer. So geht er hinaus. Er tritt unter die Eichen und schaut lange gedankenvoll zu dem Walde hin, der im vollen Mondschein still und feierlich daliegt in der Maiennacht.

. . . Bist nicht wert, daß dich die Sonne bescheint . . . so unrecht hat die Fina nicht. . . Ihm danken, dem Grünen, dem Hubert, danken!? . . . Aufgelauert hat er ihm zu der Zeit, wo der ihm den Sohn ins Haus getragen, den ältesten Sohn, den Haus- und Namenserben. . . . So ein Lump ist er gewesen. . . . Hat er da den Haß getragen, ihn vernichten wollen . . . aber das soll nun ein Ende haben, die Zeit soll vorbei sein. . . . Muß sich ja eigentlich schämen, wenn er

dem Förster unter die Augen kommt. . . . Ob der wohl Verdacht auf ihn hat? . . . Einerlei, abbitten wird er ihm die Feindschaft, und das morgen früh gleich, und mit der Schießerei hat's auch ein Ende. . . .

Endlich geht der Libori ins Haus, in die Kammer zurück. Er beugt sich über den Knaben, der nun ruhig schlafend daliegt, und eine Träne rollt aus seinen Augen auf die Hand des Kindes. Dann kehrt er sich seiner Frau zu und hält ihr die Hand hin.

„Fina, der liebe Herrgott wird mir das wohl zur Strafe geschickt haben, das mit dem Anton. — Aber nun soll es anders werden. Du mußt mir verzeihen. Willst du?“

Die sieht ihn groß und überrascht an. Diese Sprache ist sie von ihrem Mann gar nicht gewohnt. In ihrem Herzen beginnt es zu jubeln. „Wenn's dir nur ernst ist.“

„Es ist mir ernst, Fina, glaub's nur!“

„Und dem Schwager und der Bernardine bittest du den Haß und die Feindschaft ab. . . .“

„Morgen früh gleich. Verlaß dich darauf.“

„Dann soll alles gut sein. Dann will ich gern sagen ‚Gott sei Dank!‘“

Fester umspannt seine Rechte der Fina Hand, mit der Linken zieht er ihren Kopf an seine Brust. Und wie ein neues, lange entbehrtes Glück überkommt es die beiden in der stillen Nacht am Krankenlager ihres Kindes. —

Am anderen Vormittag geht der Libori zur Försterei hinaus. Ernst und in Gedanken schreitet er durch den Wald. Oft wird's ihm zu enge um die Brust herum, aber mit fester Willenskraft rafft er sich auf. „Ein Ende soll das nun haben, ein Ende, daß Frieden wird,“ so spricht er ab und zu leise vor sich hin und verrät, was in seinem Inneren vorgeht.

Der Förster ist schon in der Frühe zum Arzt gewesen. Der hat die Wunde untersucht und neu verbunden. „Ist nur eine Fleischwunde. Schonen Sie den Arm etwas, dann geht es bald wieder!“ hat er gesagt. — — Wohl brennt die Wunde etwas, aber so zimperlich ist er doch nicht, daß er sich jeder Schramme wegen gar ins Bett legte. Wäre das auch ein rechter Förster! . . . Nun steht er mit der Bernardine unter den Bäumen vorm Hause, als der Libori auf die Försterei zuschreitet. Die Bernardine lächelt dem Bruder entgegen. Er wird zu danken kommen. Gott sei Lob und Dank! . . . Der Förster blickt dem Näherkommenden ernst und fest ins Gesicht. Er denkt an die Wunde am Arm.

„Guten Morgen, Schwager Hubert,“ grüßt der Libori nun und reicht dem Erstaunten die Hand. „Guten Morgen, Schwester! — Wundert euch wohl, daß ich herausgekommen bin, aber ich denke, es soll nicht das lehtemal gewesen sein, und ihr werdet uns auch die Ehre antun, ab und zu zum Eichenkrug zu kommen, nicht wahr? — Recht herzlich danken möcht'

ich euch beiden nun für das, was ihr dem Anton und mir gestern getan!"

„War ja Christenpflicht, Bruder," spricht die Bernardine, und der Hubert meint: „Hätten wir ja jedem wohl getan!"

„Glaub's gern, ja, ja, ihr! — Und darum laßt uns ein Ende machen mit der Feindschaft, die uns trennt."

„Wir haben nichts gegen dich, Schwager," entgegnet der Förster ernst und mit besonderer Betonung des ersten Wortes und sieht dem Libori starr in die Augen.

„Ja, ist schon so recht," stottert der verlegen, „aber von mir aus war's so. — Wollt ihr alles vergeben und vergessen, so soll alles vorbei sein, und zwischen uns soll's dann sein, wie es zwischen so nahen Verwandten sein soll."

Bittend blickt der Libori auf, wie er die Hände den beiden entgegenstreckt. Die Schwester hat die Linke längst ergriffen, da nimmt der Hubert die rechte.

„Von uns aus kann es so sein, und wenn du es so ehrlich meinst, kann alles begraben sein, Libori. Schad' genug, daß es nicht gleich so war . . ., aber es ist noch nicht zu spät."

Da erscheint die alte Frau in der Türe und blickt erstaunt auf die drei, deren Hände ineinander ruhen.

„Ach, die Mutter!" spricht der Libori und geht ihr entgegen und reicht ihr die Hand und plaudert mit

ihr, als ob nie etwas Feindliches zwischen ihnen gelegen habe. Dann tritt er mit ins Haus.

Wie er wieder geht, begleiten die jungen Leute ihn einige Schritte heimwärts.

„Aber kommen müßt ihr Sonntag bestimmt, ihr zwei und auch die Mutter.“

Die nickten zufrieden. Dann drückt der Libori dem Hubert zum Abschied die Hand. Wieder aber die Hand schüttelt, da zieht der Hubert den Arm mit schmerzlichem Gesicht zurück.

„Kann's dir ja sagen, Bruder,“ plaudert die Bernardine ahnungslos, „er hat einen wunden Arm. Angeschossen worden ist er gestern abend im Walde.“ Und ehe der Hubert ein Wort dazwischenbringen kann, erzählt sie ihm noch mehr von dem Vorfall, verurteilt sie mit scharfen Worten den Täter und die Tat.

Der Libori ist etwas rot geworden im Gesicht.

„Ist's schlimm geworden?“ fragt er dann.

„Nein, — nur ein Schrammschuß. Aber es konnte . . .“

„Gott sei Dank!“ kommt es wie ein Seufzer aus seiner Brust.

„Ja, Gott sei Dank, Libori. — Und daß du's weißt,“ bedeutungsvoll blickt der Hubert dem Schwager in die Augen, „alles sei vergeben und vergessen, alles, alles!“

Der Libori sagt kein Wort mehr, er versteht den Hubert, er nickt, während es sich in seinem Herzen zu

regen beginnt und in seinen Augen aufsteigt, was doch sonst gar nicht seine Mode ist. Dann geht er dahin.

Die beiden Förstersleute blickten ihm nach, bis er zwischen dem Geäst und Gestämme verschwunden ist, dann lacht der Hubert, legt den linken Arm seiner Frau um den Hals und spricht: „Nun glaube ich, daß alles so kommen mußte, um die Feindschaft zu Ende zu bringen, und gut ist's so. — Und Sonntag gehen wir zusammen zum Eichenkrüge und feiern Versöhnung nach so hartem Streit. Nicht wahr, Schatz?“

Die Bernardine blickt ihn glücklich und froh an und wiederholt mit heller Stimme: „Ja, ja, Versöhnung! Alles sei vergeben und vergessen!“